David Van Reybrouck

Kongo

Schriftenreihe Band 1346

David Van Reybrouck

Kongo

Eine Geschichte

Aus dem Niederländischen von Waltraud Hüsmert

bpb:
Bundeszentrale für politische Bildung

David Van Reybrouck, geboren 1971 in Brügge, ist Schriftsteller, Dramatiker, Journalist, Archäologe und Historiker.

Titel der Originalausgabe: *Congo. Een geschiedenis.*
Zuerst erschienen 2010 bei De Bezige Bij, Amsterdam

Die Übersetzung dieses Buches wurde gefördert vom Flämischen Literaturfonds (Vlaams Fonds voor de Letteren)

Die Arbeit der Übersetzerin förderte der Deutsche Übersetzerfonds e.V.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen trägt der Autor die Verantwortung.

Bonn 2013
Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn

© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Berlin 2012
© 2010 by David Van Reybrouck

Umschlaggestaltung: Michael Rechl, Kassel
Umschlagfoto: © Robert Caputo / plainpicture / Aurora Photos
Karten: Jan de Jong

Satz: im Verlag
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-8389-0346-0

www.bpb.de

Inhalt

Vorwort 11

1. Neue Geister 43
Zentralafrika rückt ins Interesse von Ost und West
1870-1885

2. Dieser ganze verfluchte Dreck 77
Der Kongo unter Leopold II.
1885-1908

3. Die Belgier haben uns befreit 127
Die ersten Jahre der Kolonialherrschaft
1908-1921

4. Im Klammergriff der Angst 172
Zunehmende Unruhe und gegenseitiges Misstrauen in Friedenszeiten
1921-1940

5. Die rote Stunde des Einsatzes 219
Der Krieg und die trügerische Stille danach
1940-1955

6. Unabhängigkeits-Cha-Cha-Cha 271
Späte Entkolonialisierung, plötzliche Unabhängigkeit
1955-1960

7. Ein Donnerstag im Juni 318

8. Der Kampf um den Thron 333
Die turbulenten Jahre der Ersten Republik
1960-1965

9. Die elektrisierenden Jahre 393
Mobutu krempelt die Ärmel hoch
1965-1975

10. Toujours servir 430
Der Wahnsinn eines Marschalls
1975-1990

11. Der Todeskampf 468
Demokratische Opposition und militärische Konfrontation
1990-1997

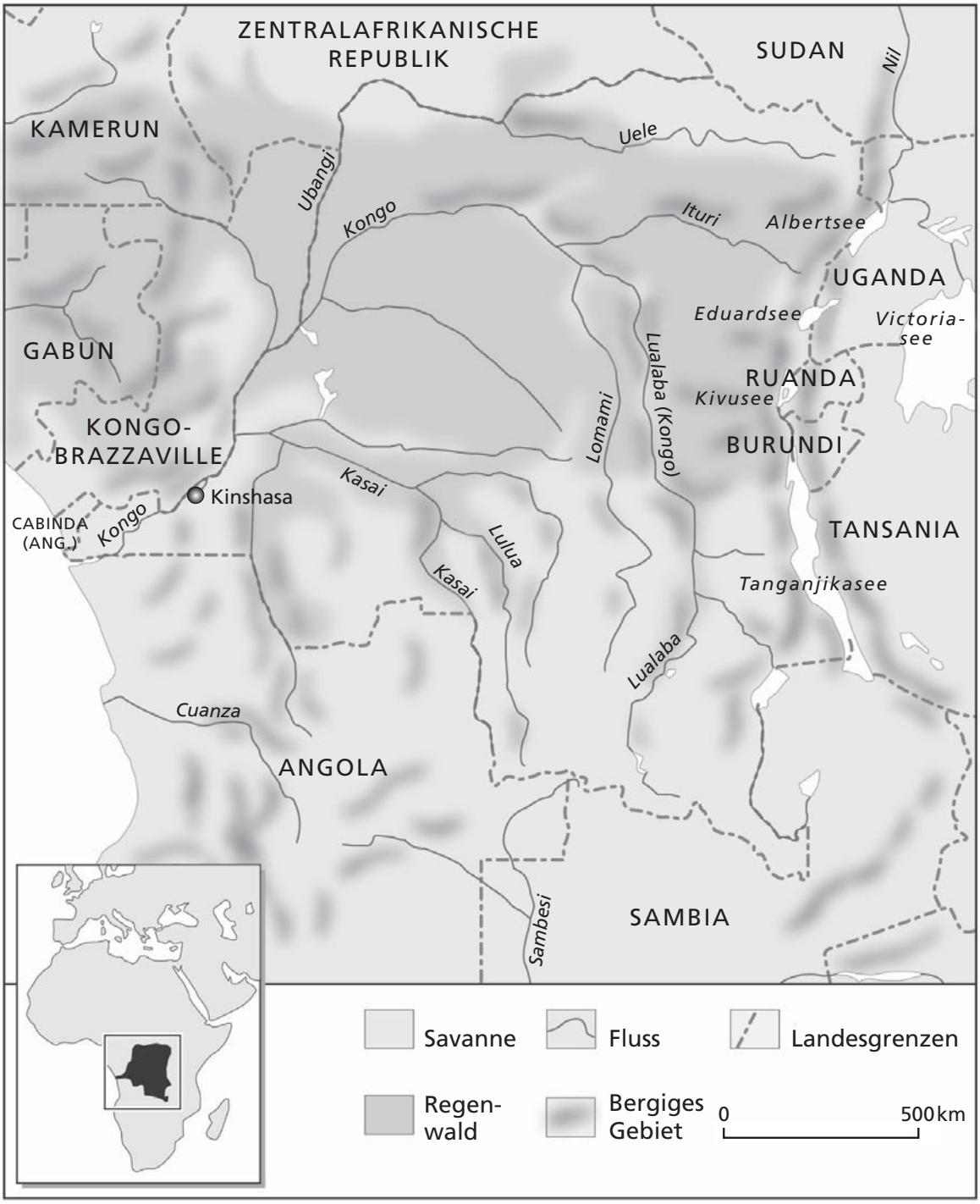
12. Mitleid, was ist das? 511
Der Große Afrikanische Krieg
1997-2002

13. La bière et la prière 545
Neue Player in einem zerstörten Land
2002-2006

14. Die Erholungspause 587
Hoffnung und Verzweiflung in einer jungen Demokratie
2006-2010

15. www.com 631

Danksagung 655
Zu den Quellen 661
Literatur 699
Anmerkungen 728
Personenregister 755
Sachregister 762



Karte 1: Geographie

Karte 2: Bevölkerung, Provinzen und Rohstoffe

1 Neue Geister

Zentralafrika weckt das Interesse von Ost und West

1870-1885

Niemand weiß genau, wann Disasi Makulo zur Welt kam. Auch er nicht. »Ich bin in einer Zeit geboren, als der Weiße noch nicht in unserer Gegend aufgetaucht war«, erzählte er viele Jahre später seinen Kindern. »Damals wussten wir nicht, dass es auf der Welt Menschen mit einer anderen Hautfarbe gibt.«[1] Es muss irgendwann in den Jahren 1870-1872 gewesen sein. Disasi Makulo starb 1941. Kurz zuvor hatte er einem seiner Söhne seine Lebensgeschichte diktiert. Erst in den achtziger Jahren erschien sie im Druck, sogar zwei Mal, in Kinshasa und in Kisangani, aber Zaire, wie der Kongo damals hieß, war so gut wie bankrott. Es blieb bei einfachen Editionen mit begrenzter Auflage und geringer Verbreitung. Und das ist schade, denn Disasi Makulos Lebensgeschichte ist sehr abenteuerlich. Es gibt keinen besseren Führer, um das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts in Zentralafrika zu begreifen.

Wo er geboren wurde, wusste Disasi umso besser: in dem Dorf Bandio. Er war der Sohn von Asalo und Boheheli und gehörte zum Turumbu-Stamm. Bandio liegt unweit von Basoko, in der heutigen Provinz Orientale. Also mitten im Äquatorialwald. Wer mit dem Schiff von Kinshasa nach Kisangani fährt, eine mehrwöchige Reise den Kongo flussaufwärts, der passiert einige Tage vor der Ankunft Basoko, ein bedeutendes Dorf. Es liegt backbord, am nördlichen Ufer, bei der Mündung des Aruwimi, eines der mächtigeren Nebenflüsse des Kongo. Bandio liegt östlich von Basoko, ein Stück vom Fluss entfernt.

Seine Eltern waren keine Fischer, sondern lebten im Regenwald. Seine Mutter baute Maniok an. Mit Hacke oder Grabstock wühlte sie in der Erde und stemmte die dicken Wurzelknollen heraus. Sie legte sie zum Trocknen in die Sonne und vermahlte sie nach einigen Tagen zu Mehl. Sein Vater verkaufte Palmöl. Mit seiner Machete kletterte er auf die Palmen und hackte die Büschel mit den fetthaltigen Früchten ab.

Er presste die Palmfrüchte, bis der wunderbare Saft herauslief, leuchtend orange, eine Art flüssiges Kupfer, das seit Menschengedenken den Reichtum dieser Gegend ausmachte. Mit diesem Palmöl konnte er mit den Fischern am Fluss Tauschhandel treiben. Schon seit Jahrhunderten gab es Handelsbeziehungen zwischen Flussanrainern und Urwaldbewohnern. Die einen hatten Fisch im Überfluss, die anderen Palmöl, Maniok oder Kochbananen. Das sorgte für eine ausgewogene Ernährung. Der proteinreiche Fisch wurde in den Regenwald mitgenommen, die stärkehaltigen Gewächse und das Pflanzenfett ergänzten den Speiseplan am Flussufer.

Bandio war eine relativ geschlossene Welt. Der Aktionsradius eines Menschenlebens beschränkte sich auf ein paar Dutzend Kilometer. Um an einer Hochzeitsfeier teilzunehmen oder eine Erbschaftssache zu regeln, begaben sich die Menschen mitunter in ein anderes Dorf, aber die meisten Bewohner verließen ihre Gegend selten oder nie. Sie starben dort, wo sie geboren waren. Als Disasi Makulo zur Welt kam, wusste in Bandio keiner etwas von der weiten Welt außerhalb des Dorfs. Dass tausend Kilometer westlich, am Atlantischen Ozean, noch immer Portugiesen lebten, war ihnen völlig unbekannt. Sie wussten nicht einmal, dass es das gab, einen Ozean. Angola, die Kolonie der Portugiesen, hatte viel von seinem Glanz verloren, wie Portugal selbst übrigens, doch Portugiesisch war noch immer die wichtigste Handelssprache an der Küste südlich der Kongomündung, auch für Afrikaner. Dass an der Mündung und am Unterlauf des Flusses die Briten seit dem achtzehnten Jahrhundert die Geschäfte der Portugiesen übernommen hatten, wussten sie ebenso wenig. Dass sich dort auch Niederländer und Franzosen niedergelassen hatten: Sie konnten es nicht einmal ahnen, denn keiner dieser Europäer begab sich jemals ins Landesinnere. Sie blieben an der Küste oder im unmittelbaren Hinterland und warteten, bis die Karawanen, von afrikanischen Händlern geführt, aus dem Landesinneren kamen und ihre Waren anboten: vor allem Elfenbein, aber auch Palmöl, Erdnüsse, Kaffee, Baobabrinde und Farbstoffe wie Orseille und Kopal. Aber auch noch Sklaven. Dieser Handel war inzwischen zwar überall im Westen verboten, doch heimlich ging er noch lange Zeit weiter. Die Weißen bezahlten mit kostbaren Stoffen, Kupferstäben, Schießpulver, Musketen, roten und blauen Perlen oder seltenen Muscheln. Letzteres war keine Bauernfängerei. Es ging,

wie bei offiziellen Münzen, um Gegenstände von hohem Wert, die sich transportieren und zählen ließen und nicht gefälscht werden konnten. Aber Bandio lag zu weit ab, um viel davon mitzubekommen. Wenn überhaupt einmal so eine weiße, glänzende Muschel oder eine Perlenschnur in dieser Gegend auftauchte, wusste niemand genau, wo diese Dinge herkamen.

Wenn die Dorfgenossen des gerade geborenen Disasi schon nichts von den Europäern an der Westküste wussten, so ahnten sie womöglich noch weniger von den großen Umbrüchen, die sich mehr als tausend Kilometer östlich und nördlich vollzogen. Ab 1850 weckte der Regenwald von Zentralafrika auch das Interesse von Händlern auf der Insel Sansibar sowie an der Ostküste Afrikas (im heutigen Tansania), ja sogar noch im zweitausend Kilometer weiter gelegenen Ägypten. Ihr Interesse galt einem natürlichen Rohstoff, der schon seit Jahrhunderten auf der ganzen Welt als ein Luxusprodukt benutzt wurde, etwa für die Fertigung von Schreibtafeln in China, für asiatische Figuren und für mittelalterliche Reliquienschreine. Dieses Material war Elfenbein. Im Landesinneren Afrikas war Elfenbein von hoher Qualität in großen Mengen vorhanden. Die Stoßzähne des afrikanischen Elefanten, die ein Gewicht von mehr als siebzig Kilo erreichen können, lieferten die größten und reinsten Stücke Elfenbein der Welt. Anders als bei dem damals schon seltenen asiatischen Elefanten haben in Afrika auch die Elefantenkühe Stoßzähne. Diese scheinbar unerschöpfliche Vorratskammer wurde um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts immer tiefer erkundet.

Im Nordosten des späteren Kongo, wo der Regenwald in Savanne übergeht, waren Händler tätig, die aus dem Niltal stammten: Sudanesen, Nubier und sogar ägyptische Kopten. Sie hatten Abnehmer bis nach Kairo. Die Händler reisten über Darfur oder Khartum in Richtung Süden. Sklaven und Elfenbein bildeten die wichtigsten Exportgüter, Überfälle und Jagden die wichtigste Form der Beschaffung. Ab 1856 geriet der gesamte Handel allmählich in die Hände eines einzigen Mannes: Al-Zubayr, ein mächtiger Händler, dessen Imperium sich 1880 vom Nordkongo bis nach Darfur erstreckte. Offiziell war seine Handelszone eine Provinz von Ägypten, in der Praxis bildete sie ein Reich für sich. Der arabische Einfluss verbreitete sich bis in den Süden des Sudans.

Aber vor allem Sansibar, eine unscheinbare Insel im Indischen Ozean vor der Küste des heutigen Tansania, spielte eine entscheidende Rolle. Als der Sultan von Oman sich 1832 dort niederließ, um die Handelsströme auf dem Indischen Ozean zu kontrollieren, hatte das weitreichende Folgen für die ostafrikanischen Gebiete. Sansibar, das selbst nur Kokosnüsse und Gewürznelken hervorbrachte, wurde weltweite Drehscheibe für den Handel mit Elfenbein und mit Sklaven. Die Insel exportierte auf die arabische Halbinsel, in den Mittleren Osten, auf den indischen Subkontinent und nach China.

Die Dorfbewohner von Bandio merkten 1870 noch nichts davon, doch da die Händler aus Sansibar über ausgezeichnete Feuerwaffen verfügten, drangen sie immer weiter ins Landesinnere vor, weiter, als die Europäer im Westen jemals vorgedrungen waren. Manche von ihnen waren ethnische Araber, andere hatten auch afrikanische Vorfahren. Häufig handelte es sich um Afrikaner, die sich zum Islam bekannten. Man spricht dann von afro-arabischen oder swahili-arabischen Händlern; im neunzehnten Jahrhundert hießen sie *les arabisés*. Das Swahili, eine Bantu-Sprache mit vielen arabischen Lehnwörtern, verbreitete sich von hier aus über ganz Ostafrika. Von Sansibar und dem Küstenort Bagamoyo aus zogen ab 1850 imposante Karawanen westwärts, bis sie achthundert Kilometer weiter die Ufer des Tanganjikasees erreichten. Der kleine Ort Ujiji, wo Stanley 1871 Livingstone »finden« würde, wurde ein wichtiger Handelsposten. Jenseits des Sees zog man noch weiter ins Landesinnere, in das Gebiet, das heute Kongo heißt. Und wie beim Reich von Al-Zubayr sah man auch hier, wie die wirtschaftlichen Einflussbereiche zu politischen Einheiten wurden. Im Südosten von Katanga übernahm Msiri, ein Händler, der von der Ostküste Afrikas stammte, ein bestehendes Königreich: das alte, aber inzwischen morsche Reich der Lunda. Von 1856 bis 1891 herrschte er als Souverän über die kupferreiche Region und kontrollierte die Handelsrouten in Richtung Osten. Zu dem anfangs rein wirtschaftlichen Interesse trat also der politische Machtanspruch.

Etwas weiter nördlich agierte der berüchtigte Elfenbein- und Sklavenhändler Tippu Tip. Als Spross einer afro-arabischen Familie aus Sansibar unterstand er direkt dem Sultan, war aber schon bald der mächtigste Mann im ganzen Ostkongo. Seine Herrschaft erstreckte sich auf das Gebiet zwischen den Großen Seen im Osten und dem

Karte 3: Zentralafrika Mitte des 19. Jahrhunderts

oberen Flusslauf des Kongo (dort auch Lualaba genannt) dreihundert Kilometer weiter westlich. Tippu Tips Macht basierte nicht nur auf seinem außergewöhnlichen Geschäftssinn, sondern auch auf Gewalt. Anfangs erwarb er seine Luxusgüter – Sklaven und Elfenbein – auf freundschaftliche Weise: Wie andere Sansibari schloss er Bündnisse mit örtlichen Herrschern, um Tauschhandel zu treiben. Einige dieser Herrscher wurden Vasallen der afro-arabischen Händler. Ab 1870 änderte sich das jedoch. Je mehr Tonnen Elfenbein ostwärts strömten, desto mächtiger und reicher wurden Sklavenjäger wie Tippu Tip. Schließlich erwies es sich als sehr viel lukrativer, ganze Dörfer zu plündern, als Stoßzähne und Heranwachsende in kleiner Zahl zu erwerben. Warum sollte man tagelang mit einem Dorfoberhaupt plaudern und immer wieder den lauwarmen Palmwein ablehnen, den man wegen seines Glaubens ohnehin nicht trinken durfte, wenn man das Dorf auch einfach niederbrennen konnte? Das brachte einem neben Elfenbein auch noch zusätzliche Sklaven ein, die das Elfenbein tragen konnten. *Raiding* wurde wichtiger als *trading*, Raub statt Kauf, Feuerwaffen gaben den Ausschlag. Der Name Tippu Tip ließ ein Gebiet erschauern, das halb so groß wie Europa war. Es war nicht mal sein richtiger Name (er hieß Hamed ben Mohammed el-Murjebi), sondern wahrscheinlich eine Onomatopöie, die Nachahmung des Gewehrknalls.

Doch die Leute in Bandio, dem Dorf von Disasi Makulo, hatten noch nie von ihm gehört. Die Bühne war noch leer, die Welt noch dunkelgrün. Links und rechts in den Kulissen standen ausländische Händler – europäische Christen und afro-arabische Muslime – bereit, um ins Herz Zentralafrikas vorzustoßen. Das war nur möglich, weil die Machtstrukturen im Inland erodiert waren, unter anderem durch den europäischen Sklavenhandel in den vorhergehenden Jahrhunderten. Von den einst so mächtigen einheimischen Königreichen war nicht mehr viel übrig, und im Urwald war die soziale Organisation immer schon weniger komplex gewesen als in der Savanne. Das politische Vakuum im Inland bot so dem Ausland neue wirtschaftliche Chancen. So lautete jedenfalls die harmlose Formulierung. In Wirklichkeit kündigte sich eine Epoche von politischer Anarchie, Raubgier und Gewalt an. Aber noch war es nicht so weit. Der kleine Disasi, den sich seine Mutter auf den Rücken gebunden hatte, schlief, die Wange

an ihr Schulterblatt geschmiegt. Der Wind raschelte in den Bäumen. Nach einem Gewitter tropfte es noch stundenlang aus dem Dickicht des Regenwaldes.

»Eines Tages kamen ein paar Leute vom Fluss zu meinen Eltern auf Besuch.« So beginnt die älteste Erinnerung von Disasi Makulo. Er muss damals fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein. Die Bewohner des Flussufers hatten etwas sehr Sonderbares erlebt. »Sie erzählten, dass sie etwas Unglaubliches auf dem Strom erblickt hätten, vielleicht einen Geist. ›Wir haben ein großes, rätselhaftes Boot gesehen‹, sagten sie, ›es fuhr von allein. In diesem Boot sitzt ein Mann, ganz weiß, wie ein Albino, und ganz in Kleider gehüllt, man sieht nur seinen Kopf und seine Arme. Er hatte ein paar Schwarze bei sich.‹«[2]

Neben Fisch und Palmöl tauschten Flussanrainer und Urwaldbewohner auch Informationen aus. Die Leute vom Fluss brachten zwar des Öfteren seltsame Neuigkeiten mit – was erfuhren sie nicht alles von weiter entfernt lebenden Fischern und Händlern! –, aber dieser Bericht hörte sich nun doch sehr sonderbar an. Außerdem wussten sie es nicht nur vom Hörensagen. Der vollständig bekleidete Albino, den sie gesehen hatten, war kein Geringerer als Henry Morton Stanley. Die Schwarzen waren seine Träger und Helfer aus Sansibar. Das große, rätselhafte Boot war die Lady Alice, sein acht Meter langes Schiff aus Stahl. Nachdem Stanley 1871 den verschollen geglaubten Arzt, Missionar und Entdeckungsreisenden Livingstone am Ostufer des Tanganjikasees wiedergefunden hatte, war er im Auftrag seiner Zeitungen, des *New York Herald* und des *Daily Telegraph*, von 1874 bis 1877 mit dem Projekt beschäftigt, das die Mutter aller Entdeckungsreisen werden sollte: die Durchquerung Zentralafrikas von Ost nach West, eine schwindelerregende Expedition durch Fiebersümpfe, Territorien feindseliger Stämme und Gebiete mit unerbittlichen Stromschnellen.

Um die Mitte des Jahrhunderts war in Europa das Entdeckungsfieber ausgebrochen. Zeitungen und geographische Gesellschaften forderten Abenteurer heraus, Bergmassive zu erkunden, Wasserläufe zu beschreiben und Urwälder kartographisch zu erfassen. Es herrschte eine Art mythischer Faszination für »die Quellen« großer Flüsse, insbesondere des Nils. Der Brite David Livingstone hatte 1871, kurz vor

seiner Begegnung mit Stanley, den Lualaba entdeckt, einen breiten, jedoch noch unpassierbaren Fluss im östlichen Kongo, der in Richtung Norden strömte und vielleicht ja der Oberlauf des Nils sein konnte. 1875 stand sein Landsmann Lovett Cameron an den Ufern desselben Flusses, doch er überlegte sich, dass er nach Westen abbiegen könne und eigentlich der Kongo sei, dessen Mündung in den Atlantik mehrere tausend Kilometer weiter bekannt war. Aber keinem von beiden gelang es, dem Flusslauf zu folgen. Das schaffte erst Stanley.

1874 war er in Sansibar mit seiner Karawane aufgebrochen. Zur Sicherheit hatte er sein eigenes Schiff dabei. Die Lady Alice konnte zerlegt werden wie ein Spielzeug aus dem Stabilbaukasten. So konnten seine Träger das Schiff transportieren. Es muss ein seltsamer Anblick gewesen sein – eine lange Karawane, die durch die glutheiße Savanne Ostafrikas zog, Hunderte Kilometer von einem schiffbaren Wasserlauf entfernt, an deren Ende vierundzwanzig Träger die mannshohen, glänzenden Teile eines unwirklich anmutenden, stählernen Schiffsrumpfes schleppten.

Stanley erforschte den Victoriasee und den Tanganjikasee sehr intensiv. Als er danach westwärts zog und 1876 im Gebiet des gefürchteten, aber nach näherem Kennenlernen auch zuvorkommenden Tippu Tip anlangte, schloss er mit ihm eine Übereinkunft. Gegen eine ansehnliche Vergütung würden Tippu Tip und seine Leute ihn eine weite Strecke nordwärts am Lualaba entlang begleiten. Heute würde man so etwas als Win-win-Situation bezeichnen: Stanley wurde von Tippu Tip beschützt, und Tippu Tip konnte gemeinsam mit Stanley in neue Regionen vordringen.

Es funktionierte, auch wenn die Anwesenheit des berüchtigsten Sklavenjägers in Stanleys Gefolge bei der Bevölkerung viel böses Blut erzeugte. Dass es so etwas wie Entdeckungsreisende gab, war unbekannt, man hielt Stanley für einen weiteren Händler. Mehr als einmal regnete es Speere und Giftpfeile, mehr als einmal gab es Tote. Obwohl Stanley die Zahlen in seinen Schriften oft übertrieb (was seinem Ruf nicht zugute kam), deutet die Häufigkeit von Zusammenstößen auf die völlige Zerrüttung des Gebiets durch den arabischen Sklavenhandel hin. Nach etlichen Katarakten wurde der Fluss passierbar und bog in westliche Richtung ab. Stanley nannte die Stelle Stanley Falls (das spätere Stanleyville, das noch spätere Kisangani). Er verabschiedete sich

von Tippu Tip und fuhr, begleitet von ein paar traditionellen Einbäumen, allein weiter in das Gebiet, das vor ihm noch kein Europäer oder afro-arabischer Händler betreten hatte.

Am 1. Februar 1877, um zwei Uhr nachmittags, erreichte er die Gegend, in der die Freunde von Disasi Makulos Eltern lebten. Die Flussanrainer waren über Trommelnachrichten bereits über seine Ankunft informiert und hatten sich gründlich vorbereitet.[3] Eine Kriegsflotte von vierundfünfzig langen Einbäumen mit jeweils hundert Mann an Bord steuerte auf Stanleys Flottille zu. Er notierte: »In diesen Ländern der Wilden erweckte unser bloßes Erscheinen die wüthendsten Leidenschaften des Hasses und der Mordgier, geradeso wie in seichten Gewässern ein tiefgehendes Schiff den auf dem Grunde lagernden Schlamm aufwirbelt.« Es war tatsächlich eine der imposantesten kriegerischen Konfrontationen seiner Expedition. Hunderte muskulöse Arme paddelten simultan. Die Einbäume steuerten in einer Schaumkrone auf die Lady Alice zu. Auf den Vorsteven standen Krieger mit bunten Federn auf dem Kopf und zückten ihre Speere. Hinten im Boot saßen die Dorfältesten. Trommeln und Hörner machten einen ohrenbetäubenden Lärm. »Es ist eine mörderische Welt«, schrieb Stanley, »und wir fühlen zum ersten Male, dass wir solch schmutziges, gefräßiges Gesindel hassen, das sie bewohnt.«[4] Als die ersten Speere niederregneten, folgte sogleich das Krachen von Musketen. Stanley schoss sich den Weg zum Ufer frei. An Land fand er Berge von Stoßzähnen, und in den Dörfern sah er auf Pfähle gespießte menschliche Schädel. Um fünf Uhr nachmittags war er schon wieder unterwegs.

Es schien ein einmaliges Ereignis gewesen zu sein, eine schreckliche Erscheinung, eine unerklärliche Epiphanie. Im Dorf kehrte wieder Ruhe ein, jedenfalls glaubten das die Bewohner. Aber diese Durchfahrt sollte ihr Leben ändern und das von Disasi Makulo.

Eine Woche später erkundigte sich Stanley wieder einmal bei einem Einheimischen am Ufer nach dem Namen des Flusses. Zum ersten Mal bekam er zu hören: »*Ikuti ya Congo*« (»Das ist der Kongo«).[5] Eine einfache Antwort, die ihn froh machte: Nun konnte er sich sicher sein, dass er nicht bei den Pyramiden von Gizeh ankommen würde, sondern am Atlantischen Ozean. Nach und nach sah er auch die ersten portugiesischen Musketen. Die Angriffe der Flussanrainer nahmen ab, aber Hunger, Hitze, Krankheiten, Fieber und Stromschnellen forder-

ten noch ihren Tribut auf dieser historischen Durchquerung Zentralafrikas.

Am 9. August 1877, gut ein halbes Jahr nach der Durchreise durch die Heimat Disasis, sank im äußersten Westen jenes unermesslichen Gebietes, nah beim Atlantischen Ozean, wenige Kilometer vom verschlafenen Handelsposten Boma, ein erschöpfter und ausgemergelter Weißer nieder. Niemand wusste, dass dieses Häufchen Hunger und Elend soeben als erster Europäer den gesamten Kongofluss hinabgefahren war. Von den drei Weißen, die mit ihm zusammen aufgebrochen waren, hatte keiner die Expedition überlebt. Nur zweiundneunzig der zweihundertvierundzwanzig Expeditionsteilnehmer erreichten die Westküste Afrikas. Aber es war eine heroische Expedition mit gravierenden Folgen: Innerhalb von drei Jahren, von 1874 bis 1877, hatte Stanley zwei riesige Seen, den Victoriasee und den Tanganjikasee, befahren und kartographisch erfasst, er hatte die komplexen hydrologischen Verhältnisse des Nils und des Kongo geklärt und die Wasserscheide zwischen den beiden größten Flüssen Afrikas bestimmt, er hatte den Verlauf des Kongo genau aufgezeichnet und sich einen Weg durch Äquatorialafrika gebahnt.[6] Die Welt würde nie mehr dieselbe sein. Heute wird der Name Stanley schneller mit jenem einen, etwas täppischen Satz assoziiert – »*Doctor Livingstone, I presume?*« –, mit dem er den viktorianischen Sinn für Dekorum auch in den Tropen zu wahren trachtete, als mit seiner viel beeindruckenderen Leistung, die das Leben mehrerer hunderttausend Menschen in Zentralafrika für immer verändern sollte.

Die Bewohner in Disasi Makulos Heimat glaubten, sie hätten ein Phantom gesehen. Sie konnten nicht wissen, dass es viele tausend Kilometer weiter nördlich einen kalten und regnerischen Kontinent gab, auf dem ein Jahrhundert zuvor so etwas Banales wie siedendes Wasser die Geschichte geändert hatte. Sie wussten nichts von einer industriellen Revolution, durch die sich das Gesicht Europas gewandelt hatte. Kohlenbergwerke, Fabrikschlote, Dampfeisenbahnen, Vorstädte, Glühbirnen und Sozialisten waren ihnen völlig unbekannt. Es regnete Erfindungen und Entdeckungen in Europa, aber bis nach Zentralafrika sickerte es nicht durch. Es hätte einen langen Nachmittag gedauert, ihnen zu erklären, was eine Eisenbahn war.